

Die Romanwelt: Metropolis Berlin

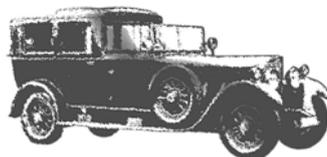
Berlin in den Goldenen Zwanziger Jahren ist die Welt von »Metropolis Berlin« – Schauplatz der drei Romane »Die Rote Burg«, »Champagner, Charleston und Chiffon« und »Das Palais Reichenbach«. Jeder Roman erzählt eine in sich abgeschlossene Handlung. Die Figuren begegnen sich jedoch über die Romangrenzen hinweg, ihre Wege kreuzen sich und ihre Geschichten sind eng miteinander verwoben.

Während Sie »Die Rote Burg« lesen, können Sie auch die anderen Figuren und Geschichten aus »Metropolis Berlin« kennenlernen. Bei ausgewählten Textstellen haben Sie die Möglichkeit, die Szene noch einmal so zu lesen, wie die Figuren aus den anderen Romanen diese erleben. Klicken Sie an den entsprechenden Stellen einfach auf die untenstehenden Symbole:

Champagner, Charleston und Chiffon



Das Palais Reichenbach



Mehr über die Romanwelt von Metropolis Berlin erfahren Sie auf: romanwelt-metropolisberlin.de

Der Roman: Die Rote Burg

1926. Die Goldenen Zwanziger Jahre. In Berlin tobt das pralle Leben, Kunst und Kultur blühen auf, die Menschen amüsieren sich in den Filmpalästen und Tanzlokalen der Stadt.

Inmitten dieser glanzvollen Atmosphäre muss der junge Kriminalkommissar Martin Forster einen der spektakulärsten Mordfälle lösen, den die Hauptstadt je gesehen hat: Das Opfer wurde einem Löwen zum Fraß vorgeworfen. Wer ist der mysteriöse Tote? Wer hat ihn auf so bestialische Weise aus dem Weg geräumt? Und warum?

Martin Forster wagt sich bei seinen Ermittlungen in die Tiefen der Berliner Unterwelt. Er dringt dabei bis zu den berüchtigten Ringvereinen vor, hinter deren bürgerlicher Fassade sich die größten Verbrecherbanden der Stadt verbergen ...

Über den Autor

Oliver Schütte studierte Theater- und Filmwissenschaften in Berlin. Er arbeitet seitdem als Drehbuchautor und wurde u.a. mit dem Deutschen Filmpreis ausgezeichnet. Er ist renommierter Autor zahlreicher Fachbücher und lehrt an Filmhochschulen im In- und Ausland. »Die Rote Burg« ist sein Debüt als Romanautor.

METROPOLIS BERLIN

Oliver Schütte

DIE ROTE BURG

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Digitale Originalausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Projektmanagement: Stephan Trinius

Lektorat: Beke Ritgen

Herausgeber: Oliver Schütte

Covergestaltung: Jeannine Schmelzer unter Verwendung von Motiven ©
shutterstock: NataLT | FCks | javarman | Nejron Photo | Nejron Photo; © akg-
images

Kartenillustration: Reinhard Borner

E-Book-Produktion: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-0182-3

Dieses E-Book enthält eine Leseprobe des in der Bastei Lübbe erschienenen
Werkes »Champagner, Charleston und Chiffon« von Ulrike Bliefert.

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Dieses E-Book enthält eine Leseprobe des in der Bastei Lübbe erschienenen
Werkes »Das Palais Reichenbach« von Josephine Winter.

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de



BERLIN 1926



Palais Reichenbach



Romanisches Café



Polizeipräsidium
»Die Rote Burg«



Rigaer Straße,
Wohnung von
Martin Forster



Der schwarze
Walfisch



Rosensterns
Laden



Goldstein und
Lange



Rykestraße,
Wohnung von
Armin Colditz



Weinhaus
Rheingold

Teil 1

Irgendetwas war anders. Schon als er die schwere Eisentür zu der Halle mit den Raubtierkäfigen öffnete, wusste Gustav Wolter: Es war etwas passiert. Er spürte die Unruhe seiner Tiere.

Wie jeden Mittwoch hatte Gustav um neun Uhr das Gebäude betreten, um Jambo und Pat zu füttern, eine Aufgabe, die bei einem respektablen Löwen und einer schwarzen Pantherin Erfahrung erforderte. Seine Lieblinge warteten auf ihr Fressen und darauf, am Nachmittag in die Manege vom Cirkus Busch gebracht zu werden. Sie waren eine der Hauptattraktionen der täglichen Vorstellungen, in denen sich oft mehr als viertausend Menschen im großen Kuppelbau an der Spree amüsierten.

In seinem Eimer trug Gustav das schwere Stück Ziegenfleisch, das er heute Morgen am zentralen Schlachthof in Friedrichshain gekauft hatte. Gleich würde er es durch eine Futterklappe in den Käfig schieben, damit Jambo es wie ein Beutetier auf der Savanne abschlecken, mit den Zähnen langsam abraspeln und dann nach und nach zerlegen konnte.

Aber dazu kam Gustav gar nicht mehr.

Als er vor dem Käfig stand, stellte er fest, dass Jambo schon satt war. Um ihn herum lagen Reste von Fleisch und abgenagten Knochen. Gustav wusste sofort, dass es sich dabei nicht um Ziegenfleisch, sondern um die Überreste eines Menschen handelte.



Mittwoch, 17. März 1926

Schon nach den wenigen Metern, die Martin Forster vom Polizeipräsidium aus auf seiner neuen BMW R 32 zurückgelegt hatte, konnte er in der Entfernung den prachtvollen Kuppelbau des Cirkus Busch erkennen, und der Gedanke kam ihm, dass er noch nie in seinem Leben in einem Zirkus gewesen war. Billiges Vergnügen, aufgesetzte Fröhlichkeit, wie der Zuschauer sie dort geboten bekam, interessierten ihn nicht. Eine seiner Liebschaften hatte ihn einmal zu einem Zirkusbesuch in jenem Kuppelbau überreden wollen, wo schon der berühmte Houdini aufgetreten war. Aber Martin hatte nur abgewinkt. Einen Menschen verschwinden lassen – diese Art von Zaubertricks zu verfolgen, beschäftigte ihn in seinem Alltag als Kriminalkommissar schon genug. Da allerdings wurden diese Kunststücke von Mördern und nicht von Magiern vollbracht.

Nachdem Martin seine Maschine an der Spree gegenüber der Museumsinsel geparkt hatte und sich gerade von der Rückseite her dem Zirkusgebäude näherte, kam auch schon das Mordauto vorgefahren. Dieses speziell für seine Abteilung gebaute Fahrzeug war eine Erfindung seines Chefs, des Leiters der Inspektion A, Mord und Körperverletzung, Ernst Gennat. In dem großen Benz fanden sich neben Schreibmaschinen zum Verfassen der Berichte auch Karten, Wegmesser, Kompass, Fotoausrüstung, Arztkoffer mit Mikroskop, Markierungsmaterial und alles, was zur Sicherung von Spuren benötigt wurde.

Vor der schweren Eisentür zu dem kleinen Anbau, der die Raubtierkäfige beherbergte, stand ein Schutzpolizist, der Martin mit betroffenem Gesicht grüßte. Martin nickte dem Schupo zu und registrierte zugleich, dass die Tür keinerlei Einbruchsspuren aufwies.

Das Erste, was ihm bei Betreten der Halle auffiel, war der beißende Tiergeruch. Auf der rechten und linken Seite befanden sich jeweils zwei Käfige, in denen Löwen und Panther im Kreis umherliefen: stolze Tiere, die heute allerdings nervös ihre Runden drehten. Ihre alltägliche Routine war durch fremde Menschen unterbrochen, die seltsame Dinge taten. Einer der Kriminalbeamten hatte einen Fotoapparat vor einem der Käfige aufgebaut, und ab und zu wurde die ganze Szenerie in grelles Blitzlicht getaucht.

Gustav Roth, mit seinem unvermeidlichen schwarzen Notizbuch in der Hand, kam Martin entgegen. Der Kommissarassistent war deutlich kleiner und vier Jahre jünger als Martin. Er war ein gewissenhafter Beamter, der ein Händchen für Fakten hatte; allerdings fehlte ihm der Blick fürs Ganze.

Auch er grüßte ernst, der Schock stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Martin wusste, dass sein Assistent schon mehr als eine Leiche in seinem Leben gesehen hatte, aber dieses Mal handelte es sich anscheinend um eine spezielle Erfahrung. So machte Martin sich innerlich darauf gefasst, gleich mehr zu sehen zu bekommen als üblich. Dabei war ihm in seinem beruflichen Leben auch schon so einiges untergekommen. Abgehackte Arme, die in der Spree dümpelten, aufgeschlitzte Frauenkörper und Kachelöfen, aus denen die Spurensicherung

verkohlte Füße holte. Nichts, was ihn bisher aus der Ruhe gebracht hatte. Martin galt in der Inspektion nicht umsonst als besonnener Polizist, und die meisten Kollegen beneideten ihn um seine Lässigkeit.

Nun holte er tief Luft und trat neben den Fotoapparat, der vor dem Löwenkäfig aufgebaut war. In der einen Ecke des Käfigs lag ein müder Löwe, der vollgefressen vor sich hindöste, in der anderen menschliche Überreste. Das Tier hatte anscheinend irgendwann keinen Hunger mehr gehabt. Die Wände waren voller Blut, und Fetzen von Kleidungsstücken hingen zwischen den Gitterstäben. Ganz vorn konnte Martin im Stroh einen Finger liegen sehen.

Martin wandte sich ab und schaute zu Roth hinüber. Der blickte in sein Notizbuch, in das er aber noch nicht ein einziges Wort geschrieben hatte. Jetzt sah er auf, als hätte er Martins Blick gespürt. Martin nickte ihm zu und gab seinem Assistenten zu verstehen, ihm nach draußen zu folgen.

Wieder im Freien, atmeten beide durch. Unbewusst hatten sie in der Halle kaum zu atmen gewagt.

»Und?« Martin schaute den Kollegen auffordernd an.

Der räusperte sich, bemüht, sich auf die Fakten zu konzentrieren.

»Der Wärter, der uns benachrichtigt hat, wartet im Hauptgebäude auf Sie. Die Spurensicherung ist noch bei der Arbeit.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise, um ...«, Martin machte automatisch eine kleine Pause, »... wen es sich bei dem Opfer handelt?«

»Bisher keine Hinweise, ich vermute, es wird auch nicht einfach. Nicht, wenn wir keine Papiere finden, irgendwas.«

Martin nickte und dachte nach.

»Die sollen möglichst schnell den Löwen da rausholen, damit die Spurensicherung in den Käfig kann.«

Roth drehte sich um und ging wieder ins Gebäude zurück.

Martin folgte ihm ein Stück in Richtung der Stallungen und bog dann nach links ab, um in den Kuppelsaal selbst zu gelangen.

Er machte sich erste Gedanken über die Leiche. Es könnte sich um einen Mord, aber durchaus auch um eine Selbsttötung handeln. Er stellte sich die letzten Sekunden des Opfers vor. Der Schrecken, in dem Moment, in dem das Raubtier seine Zähne in das Fleisch schlug. Die wilde Gier der Bestie, die keinen Unterschied machte, ob sie eine Ziege oder einen Menschen riss.

Der Wärter wartete im Flur hinter der Manege. Er stand immer noch unter Schock. Martin begrüßte ihn, und sie setzten sich in eine der drei Garderoben, die für die Artisten vorgesehen waren.

An der Wand hingen mehrere Clownskostüme, und auf dem Schminktisch lagen vier rote Pappnasen. *Was für ein greller Kontrast zu dem Gespräch, das wir gleich führen*, dachte Martin.

Es gab zwei Methoden, ein solches Gespräch zu beginnen: die Überrumpelung oder die einfühlsame Art. Es war klar, dass hier nur die behutsame Herangehensweise angebracht war. Martin begann also zunächst mit einer harmlosen Frage.

»Sie waren heute morgen der Erste im Raubtierhaus?«

»Wie jeden Tag. Pünktlich um neun. Schon als ich die Tür aufgemacht hab, dacht ich, da stimmt was nicht. Und dann hab ich das Unfassbare schon gesehen.«

Es war offensichtlich, dass es dem älteren Mann guttat, mit jemandem zu reden. Wahrscheinlich hatte noch keiner von den Polizisten ein Wort mit dem Zeugen gewechselt. Martin gab seiner Stimme einen freundlichen Ton.

»Die Tür war doch wahrscheinlich abgeschlossen? Gibt es denn eine andere Möglichkeit, wie jemand Zugang bekommen haben könnte?«

»Keine. Es sei denn, er hatte einen Schlüssel. Aber nur ich und der Dompteur besitzen einen Schlüssel zu der Halle.«

Martin nickte und schaute dem Wärter dabei in die Augen. Konnte es sein, dass der Mann etwas damit zu tun hatte? Er war vielleicht um die fünfzig, wirkte ehrlich, und der Schock war auf keinen Fall gespielt. Martin strich diese Möglichkeit von der Liste.

»Wie kann der Tote überhaupt in den Käfig gekommen sein?«

Der Wärter antwortete schnell: »Das ist einfach. Den Haken hochheben, und Sie sind drin.«

»Kann es sein, dass der Mann freiwillig in den Käfig gegangen ist?«

»Sie meinen Selbstmord?«

Martin nickte.

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich meine, wer macht denn so was? Da gibt es doch einfachere Möglichkeiten. Schlaftabletten oder von der Brücke springen.«

»Das heißt, jemand hat ihn da reinbugsiert. Was passiert dann? Stürzt sich das Tier gleich auf sein Opfer, oder wartet es erst einmal ab?«

»Kommt drauf an. Die letzte Fütterung ist drei Tage her.«

»Ist das normal?«

»Das macht ein Pfleger so bei Raubtieren. Die werden nicht jeden Tag gefüttert. Wie in der freien Wildbahn: Da läuft Ihnen auch nicht jeden Tag eine Antilope über den Weg. Jambo war hungrig. Ich vermute, er hat nicht lange gezögert und gleich ...« Der Wärter unterbrach sich, weil ihm das Unaussprechliche nicht über die Lippen wollte.

»Verstehe. Haben Sie irgendeine Vermutung oder einen Hinweis, wer das Opfer gewesen sein könnte?«

»Nein, keine. Gibt ja nicht mehr viel zu sehen.«

Martin bedankte sich und ging in das Raubtierhaus zurück. Dort hatte ein Tierarzt den Löwen betäubt und aus dem Käfig schaffen lassen. Die Raubkatze lag regungslos in einem der anderen Käfige, und die Spurensicherung ging ihrer undankbaren Arbeit nach.

Roth hatte sich inzwischen doch einiges in sein Notizbuch geschrieben. Es gab keine Papiere oder andere Gegenstände, die über die Identität des Mannes Auskunft gaben. Niemand hatte etwas gehört oder gesehen. Martin beauftragte Roth damit, alle Anwohner im Umkreis von zweihundert Metern zu befragen und den Dompteur ins Präsidium zu bestellen.

Anschließend betrachtete er noch einmal das jetzt schlafende Raubtier. Die Zunge schaute aus dem Maul heraus, ein friedlicher Anblick.

Martin setzte sich in die Hocke und beobachtete den Löwen, so als könnte der ihm sagen, was in der Nacht passiert war. Erwartungsgemäß blieb das Tier stumm und gab das Geheimnis nicht preis.

Nach Abschluss der Untersuchungen fuhr Martin am späten Nachmittag mit seiner BMW wieder zurück ins Präsidium, an der Markthalle vorbei, bis er den Alexanderplatz erreichte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes stand die Rote Burg, wie das große zentrale Polizeipräsidium genannt wurde. Die Berliner liebten es, ihren Gebäuden und Denkmälern Spitznamen zu verpassen. Der Name passte, denn die Zentrale war ein roter Ziegelsteinbau, eine Trutzburg gegen das Verbrechen mit wuchtigem Eckturm, der zum Platz hin vor den Passanten aufragte. Zweihundert Meter lang und am Alexanderplatz hundert Meter breit war der viergeschossige Bau und besaß einen glasbedachten Mittelhof. Er beherbergte nicht nur alle Berliner Polizeiinspektionen, sondern praktischerweise auch gleich das Stadtgefängnis.

Martin überquerte den um diese Zeit stets belebten Alexanderplatz und überlegte, ob er seinen Hunger bei Aschinger stillen oder ob er mit den mageren Ergebnissen gleich zu Ernst Gennat gehen sollte. In dessen Büro bekam jeder Besucher ein Stück Torte angeboten, was allerdings nur ein Vorwand war, damit der Leiter der Abteilung selbst eines der süßen Stücke essen konnte. Seine Angewohnheit hatte dazu geführt, dass der Kriminalpolizeirat über hundertfünfzig Kilo wog und bei Einsätzen draußen nach gut vierzig Metern Laufweg eine Pause einlegen und verschnaufen musste.

Leider konnte Martin seinem Vorgesetzten zum jetzigen Zeitpunkt lediglich mehr Fragen als Antworten liefern. Wie waren das Opfer und der oder die Täter in das Gebäude gekommen?

Und wer war der Tote überhaupt?

Martin entschied sich für Aschinger und eine Bulette mit Brötchen.

Kaum hatte er an einem der vielen Tische Platz genommen, kam auch schon die Bedienung.

»Heute so spät? Gibt's wieder eine Leiche?«

Martin nickte nur kurz und bestellte sein verspätetes Mittagessen.

Leider können wir noch nicht einmal ein Foto oder eine Beschreibung des Opfers veröffentlichen, dachte er. Als die Bulette schließlich vor ihm stand, verlor er schlagartig den Appetit und nahm nur das Brötchen. Wahrscheinlich wäre er doch besser zu Gennat gegangen, um eine Buttercremetorte zu essen.

Kaum in seinem Büro im zweiten Stock, kam ihm bereits seine Stenotypistin Hildegard Berg entgegen. »Die Berg«, wie alle sie nannten, war der ruhende Pol in Martins Abteilung. Sie erledigte ihre Aufgaben gewissenhaft, aber ohne großes Engagement.

»Der Dompteur wartet im Verhörzimmer auf Sie.«

Als Martin den kahlen Raum betrat, fand er den Mann nervös und bleich. *Wohl die vorherrschende Gesichtsfarbe heute*, dachte Martin.

Der Dompteur hatte eine stattliche Figur, und unter dem Pullover zeichneten sich deutlich Muskelpakete ab.

Seine Nervosität schien ihm unangenehm zu sein. »Eigentlich hätte ich jetzt Vorstellung. Aber das geht ja heute nicht.«

Martin nahm hinter dem Tisch Platz. Die Berg platzierte sich an einem kleinen Tisch gegenüber, holte ihren Stenoblock hervor und nickte Martin kurz zu.

»Der Wärter und Sie sind die Einzigen, die einen Schlüssel zu dem Gebäude haben?«, begann Martin seine Befragung. Er versuchte, in seinen Verhören stets neugierig zu klingen und den Eindruck zu vermeiden, von ihm könnte eine Bedrohung ausgehen.

»Ja. Es ist viel zu gefährlich, wenn jeder in die Halle hereinkommen könnte. Das hat man ja jetzt gesehen.« Der Dompteur schüttelte, offenkundig immer noch geschockt, den Kopf.

»Wo waren Sie heute Nacht?«, fragte Martin ganz direkt, aber immer noch freundlich.

»Ich bin mit Fritz, das ist unser Jongleur, gemeinsam nach Hause gefahren. Er wohnt im Nachbarhaus.«

»Und dann?«

»War ich bei meiner Familie.«

»Und sowohl Fritz als auch Ihre Familie können uns das bezeugen?«

»Natürlich!«, antwortete sein Gegenüber.

»Vielleicht waren Sie unachtsam und jemand hat Ihnen den Schlüssel entwendet?«

Der Dompteur kramte in seiner Tasche und holte einen Schlüsselbund hervor.

»Da ist er. So was kann mir nicht passieren.«

»Können Sie sich erklären, wie jemand in die Halle gekommen ist?«

»Keine Ahnung. Ist das nicht Ihre Aufgabe, das herauszufinden?«

Martin hatte in Verhören schon einiges ausgestanden. Täter, die selbst angesichts eindeutiger Beweise immer noch leugneten, oder Geständnisse unter Tränen. Was er aber noch nie hatte ausstehen können, waren altkluge Bemerkungen. Er würde also etwas härter zugreifen müssen.

»Das bedeutet, Sie nehmen Ihren Schlüsselbund mit in die Manege?«, fragte er mit deutlich schärferem Unterton.

»Unsinn. Das Geräusch könnte die Tiere irritieren.«

»Der Bund bleibt also in Ihrer Garderobe, während Sie auftreten. Und das zweimal am Tag. Da könnte Ihnen jemand doch leicht den Schlüssel gestohlen haben, um ihn nachzumachen?«

Der Dompteur lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Martin interpretierte dies als Zeichen, dass er den Oberschlaunen erwischt hatte.

»Warum sollte das jemand tun?«

Zwar wusste Martin nun, wie der Täter an den Schlüssel gekommen war, aber letztlich engte das den Kreis der Verdächtigen nicht ein, im Gegenteil: Jeder hätte es tun können. Artisten, Bühnenarbeiter sogar Lieferanten hatten die Möglichkeit gehabt, sich heimlich in den Umkleideraum zu schleichen.

In seinem neuen Fall kannte er also weder die Identität des Opfers, noch hatte er den kleinsten Hinweis, wer als Täter infrage kam.



Donnerstag, 18. März 1926

Der Löwe lief in die Arena und packte den Sklaven, der zum Vergnügen des Publikums bettelte und um Hilfe schrie. Gerade als das Tier sich in die Luft erhob und über dem Colosseum schwebte, erwachte Martin aus seinem Traum.

Nach dieser anstrengenden Nacht voller Wildkatzen fand er im Büro zehn Zeitungen vor, die ihm die Berg auf den Schreibtisch gelegt hatte. Alle berichteten über den Toten im Löwenkäfig. Die *Berliner Zeitung* hatte sogar schon einen reißerischen Namen gefunden. Sie nannte die anonyme Leiche den »Löwentoten«. Keine Gazette konnte es sich verkneifen zu schreiben, der Mann sei den Löwen zum Fraß vorgeworfen worden. Einige waren in ihrem literarischen Bemühen so weit gegangen, von der »Höhle des Löwen« zu schreiben. Martin konnte über die Metaphern nur müde lächeln.

Roth trat durch die geöffnete Tür des Büros, und Martin blickte auf.

»Und was sagen die Nachbarn?«, fragte er seinen Assistenten.

»Nur ein älterer Mann hat etwas in der Nacht gehört«, gab Roth zurück und blätterte dabei durch sein Notizbuch.

Martin entschied, dass es das Beste war, den Mann noch einmal selbst zu befragen, und sagte das Roth auch gleich. Der hatte ihm gerade von dem Gespräch berichten wollen, verkniff sich aber jeden beleidigt klingenden Kommentar. Er wusste genau, dass sein Chef in vielen Fällen genau die richtige Frage stellte.

Zu Roths Erstaunen legten sie den Weg zu Fuß zurück. Martin machte sich daraufhin die Mühe, ihn darüber aufzuklären, wie wichtig Bewegung für die Gesundheit sei.

Der Zeuge wohnte in der Burgstraße und hatte bei seinem nächtlichen Spaziergang mit dem Hund tatsächlich etwas gehört. Er beschrieb Martin das gedämpfte Schreien, das zu hören gewesen sei, als er mit dem Labrador an der Spree spazieren gegangen war. Der Zeuge konnte sogar die Uhrzeit bestimmen, weil er direkt nach seinem Dienst an der Bar des Residenz-Casinos seinen Hund aus der Wohnung geholt hatte. Es war 3.45 Uhr gewesen.

Roth nickte bei jedem Wort, das der Mann sagte, und Martin wusste, dass sein Assistent ihm dadurch signalisieren wollte, dies alles schon einmal gehört zu haben.

»Mehr hat er nicht gehört oder gesehen«, fiel Roth dem Mann ins Wort.

»Das stimmt. Das habe ich Ihrem Kollegen schon erzählt.«

»Haben Sie Licht im Raubtierhaus gesehen?«, fragte Martin.

Roth hielt den Atem an.

»Lassen Sie mich überlegen.« Der Mann blickte nachdenklich auf seinen Labrador hinunter, der ihm um die Beine strich.

Wie ärgerlich, dass Tiere nicht reden können, dachte sich Martin zum wiederholten Mal. Vielleicht hatte der Hund eine bessere Beobachtungsgabe als sein Herrchen.

Aber da schnippte der Mann plötzlich mit den Fingern. »Doch, ja, wo Sie mich so fragen! Da war Licht. Oben gibt es da ja so kleine Fenster, und da war tatsächlich Licht.«

»Das richtige Licht oder war es eine Taschenlampe?«

»Nein, das richtige.«

Roth notierte sich die Aussage in seinem Büchlein, während Martin sich bedankte und dem Mann noch einen guten Tag wünschte. Zum Abschluss kraulte er dem Hund das Fell und bedankte sich im Stillen auch bei ihm. Immerhin hatte der Labrador dadurch, dass er um sein Herrchen herumgeschwänzelt war, dafür gesorgt, dass sein Herrchen sich an noch ein Detail mehr erinnert hatte.

Es waren nur wenige Meter bis zum prunkvollen Festbau des Cirkus Busch. An der Kasse in der Vorhalle zeigten sie ihre Ausweise und baten darum, den Direktor zu sprechen.

Die Kassiererin forderte sie auf, in der Schänke zu warten. Damit meinte sie ein kleines Café, das jetzt in der Mittagszeit allerdings kaum besucht war. Martin bestellte einen Kaffee, Roth einen Tee.

Die Tür ging auf, eine Frau in einem Indianerkostüm erschien und kam auf Martin zu. Sie war um die vierzig und eine robuste, sportliche Gestalt.

»Paula Busch. Ich bin Mitinhaberin und insofern der Direktor«, sagte sie selbstbewusst.

»Martin Forster, und das ist mein Kollege Gustav Roth. Wir sind von der Mordkommission.«

»Ein schrecklicher Vorfall. Und ausgerechnet bei uns.«

»Wir haben bisher immer noch keine Hinweise, um wen es sich bei dem Toten handelt. Könnte es einer Ihrer Mitarbeiter sein?«, fragte Martin.

»Ich habe mich natürlich sofort erkundigt. Keiner wird vermisst«, antwortete sie und schien darüber erleichtert.

»Jemand muss einen Schlüssel zu den Raubtierkäfigen gehabt haben. Können Sie sich vorstellen, dass einer Ihrer Mitarbeiter darin verwickelt ist?«

Die Direktorin überlegte. »Eigentlich nicht. Ich kann natürlich nicht für alle die Hand ins Feuer legen.«

»Wir brauchen eine Liste aller Mitarbeiter und Angestellten.«

»Ich werde das veranlassen. Aber ich hoffe nicht, dass einer von uns etwas damit zu tun hat. Wir sind eine große Familie hier.«

»Wir können erst einmal nichts ausschließen. Es ist natürlich sehr ungewöhnlich, einen Menschen in einen Löwenkäfig zu sperren. Es verlangt Kenntnis von den Gegebenheiten hier.«

»Zugang zu den Raubtierkäfigen haben nur wenige. Aber bei Cagliostro, unserem derzeitigen Schaustück, wirken über hundert Menschen mit.«

»Die werden wir alle überprüfen müssen«, warf Roth wenig begeistert ein.

»Gab es in den letzten Tagen irgendetwas Außergewöhnliches? Einen Streit, einen Unfall oder dergleichen?«, fragte Martin in der Hoffnung, einen Ansatzpunkt zu finden.

»Ein Zirkus ist kein Katasteramt. Hier ist immer etwas Besonderes los. Wir sind gerade in den Proben zu unserem neuen Schaustück, da passiert ständig was. Aber nichts Außergewöhnliches«, gab sie bestimmt zurück, und Martin musste zur

Kenntnis nehmen, dass dieser Ansatz ihnen nicht weiterhelfen würde, vorerst zumindest.



Montag, 22. März 1926

Das Gewitter in Gestalt von Ernst Gennat brach schon nach zehn Minuten in der Roten Burg über Martin herein.

Die Berg war in sein Büro gekommen und hatte erklärt, dass Roth und er umgehend zum Chef kommen sollten. Dass dies neben einem Stück Torte nichts Gutes zu bedeuten hatte, war klar.

Aber nicht einmal den Kuchen gab es heute.

Gennat saß hinter seinem Schreibtisch und empfing Martin mit ernster Miene. Heute erinnerte er Martin nicht nur von seiner Körperform her an ein Walross, auch sein Gesicht mit dem Doppelkinn hatte Ähnlichkeit mit dem schwerfälligen Tier. Vielleicht hatte Martin ja auch nur zu viel Zirkusluft geschnuppert.

Er regte sich maßlos auf und fuhr Martin direkt an. »Die Presse kitzelt den Fall des Löwentoten hoch«, er hatte den Begriff anscheinend aus der *Berliner Zeitung* übernommen, »und bauscht ihn zu einer Staatsaffäre auf.«

Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Martin wollte etwas sagen, aber Gennat ließ das gar nicht erst zu, so echauffiert war er. »Und die Polizei ist natürlich wieder schuld. Und vor allem steht unsere Inspektion im Kreuzfeuer. Und wir wissen nicht einmal, wer der Tote ist!«

Als Martin endlich etwas sagen durfte, blieb er ruhig und gelassen. »Der Tote hatte keine Papiere bei sich, und auch sonst haben wir bisher keinen Hinweis gefunden, um wen es sich handeln könnte. Die Überreste jedenfalls lassen keine Rückschlüsse zu. Vielleicht wird die Gerichtsmedizin etwas zu Tage fördern.«

»Ah, und warum ist das noch nicht passiert?«, donnerte Gennat.

»Wir müssen da leider bis morgen warten. Ein Termin mit Professor Schreiber in der Hannoverschen Straße war nicht früher zu organisieren.«

Gennat beruhigte sich etwas. »Der Fall steht unter genauer Beobachtung der Presse. Ich will deshalb möglichst bald Ergebnisse. Lieber heute als morgen.«

Ganz unvermittelt wechselte er das Thema und erklärte Martin, übermorgen fände eine Film Premiere im Gloria-Palast statt. Offenkundig brauchte er den Blick auf den Schreibtisch und die Einladung, die dort lag, um sich an den Titel des Films zu erinnern.

»*Geheimnisse einer Seele* von einem Georg Wilhelm Papst.«

Martin versuchte sich in Geduld und nicht zu offensichtlich zur Schau gestellter Neugier. Sein Chef hielt die Einladungskarte hoch, als handele es sich um ein Beweisstück.

»Anscheinend ein Werk, das sich mit einem Mord beschäftigt, der durch die Intervention eines Seelenklempners verhindert wird.« Gennats Gesicht verzog sich, als habe er gerade auf einen Kirsch kern gebissen.

Martin, der immer noch nicht verstand, warum Gennat ihm das erzählte, nickte freundlich.

»Der Film«, doziert Gennat weiter, als wäre er Filmkritiker von Beruf, »untersucht die Frage, inwieweit diese neue Modewelle von diesem ... diesem Professor aus Wien hilfreich für die Arbeit der Polizei sein kann.«

Gennat schüttelte den Kopf und beantwortete damit die Frage, ob Sigmund Freuds Erkenntnisse für die Ermittlungen in der Roten Burg tatsächlich sinnvoll sein könnten.

»Nun, Forster«, sagte er in freundlichem Ton, »ich habe mir gedacht, dass Sie da mal hingehen. Wir haben hier nämlich eine Karte bekommen von der UFA.«

Er überreichte Martin die Einladung mit einem Lächeln.



Dienstag, 23. März 1926

Gespannt wie selten fuhr Martin mit seiner BMW direkt in die Hannoversche Straße, wo sich das Gerichtsmedizinische Institut befand.

Er stellte seine Maschine unmittelbar vor dem Gebäude ab, einem schönen Bau, der nicht verriet, was hinter der Fassade stattfand. Martin lief die Treppenstufen zur Eingangstür hinauf und durch den Flur zu den Untersuchungsräumen. Professor Schreiber, ein äußerst gut aussehender Mann Mitte vierzig, empfing ihn bei ihren Treffen eigentlich immer munter, als könne keine Leiche ihm die gute Laune verderben. Und jedes Mal, wenn Martin dem Gerichtsmediziner begegnete, fragte er sich aufs Neue, was passierte, wenn der Junggeselle auf Frauen traf, die ihn spätestens beim zweiten Rendezvous fragten, was er von Beruf sei. Würde er ihnen die Wahrheit sagen? Und wie reagierten die Frauen, wenn sie erfuhren, dass diese schönen Hände, mit denen er ihnen gerade über den Rücken strich, vor Kurzem noch in einer Leiche gesteckt hatten?

Als Martin Schreibers Obduktionssaal betrat, wirkte der Professor aufgekratzt als sonst. Lag es daran, dass der Fall mittlerweile in allen Gazetten stand und das Stadtgespräch schlechthin war?

Schreiber stand vor einem der metallenen Seziertische. Ein Tuch verdeckte, was der Löwe von dem Toten übrig gelassen hatte.

»Es handelt sich um die Überreste eines Mannes um die dreißig.« Er wollte gerade das Tuch zurückschlagen, da signalisierte Martin ihm, dass er gerne darauf verzichten würde.

»Es ist sehr wahrscheinlich, dass er noch lebte, als er in den Käfig gesperrt wurde. Der Tod wurde ganz offenbar durch den Löwen verursacht.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise, die zur Identifizierung des Toten beitragen könnten?«

Schreiber nickte. »Na ja, aufgrund des Fingers, der gefunden wurde, vermute ich, dass der Mann keiner schweren, körperlichen Arbeit nachging. Jedenfalls keiner, für die er die Hände benutzt hätte.«

Er pustete sich eine Haarsträhne aus der Stirn, und Martin fielen dabei die kleinen weißen Puderreste an Schreibers Nasenlöchern auf. Rasch senkte Martin den Blick auf den Tisch und die verdeckte Leiche. Er ahnte, um was es sich bei dem weißen Staub handelte.

Schreiber sprach weiter. Offenkundig hatte er Martins Irritation nicht bemerkt. »Da ist nichts. Kein besonderes körperliches Merkmal und auch sonst nichts, was uns darüber hinaus etwas sagen würde.«

Martin war enttäuscht. In doppelter Hinsicht. Nachdenklich hatte Martin das Gebäude verlassen und war in die Rote Burg zurückgekehrt.

Wie sollte er auf die gemachte Entdeckung reagieren? Sollte er Schreiber melden? Er entschied sich, nichts zu unternehmen. Warum, wusste er nicht zu sagen. Zumindest konnte Schreibers Kokainsucht seinen Patienten nicht mehr schaden.

Den ganzen Tag über war Martin abgelenkt. Das fiel sogar der Berg auf. Sie fragte ihn irgendwann ganz nebenbei, ob er schlecht geschlafen habe. Aber Martin schüttelte nur den Kopf.

Immer wieder versuchte er, sich auf den Fall zu konzentrieren. Er ertappte sich dabei, auch schon von dem »Löwentoten« zu sprechen. Bei der Identifizierung des Toten waren sie immer noch keinen Millimeter vorangekommen. Natürlich waren Hinweise aus der Bevölkerung eingegangen, aber alle hatten sich als falsch erwiesen.

Von Roth ließ Martin sich sämtliche Vermisstenanzeigen der letzten sieben Tage kommen. In ganz Berlin waren nur zwei Fälle gemeldet. Eine junge Frau, die in Moabit verschwunden war. Und ein älterer Mann, der wahrscheinlich irgendwo betrunken seinen Rausch ausschließ.



Mittwoch, 24. März 1926

Den ganzen Tag über ließ Martin der Gedanke nicht los, dass er am Abend zu dieser furchtbaren Filmpremiere gehen müsse. Mehrmals hatte er sich vorgenommen, die Vorführung zu schwänzen, aber er wusste, dass ihn Gennat morgen darauf ansprechen würde.

So fuhr er am Abend nach Hause und zog sich um. Er war zwar noch nie bei einer Filmpremiere gewesen, doch ihm war klar, dass er dort nicht in seinem Alltagsanzug erscheinen konnte. In seinem Schrank hatte er nichts hängen, was dem Anlass angemessen wäre, keinen Frack, nicht einmal hochformelle Tagesanzüge wie Cut oder Stresemann, aber immerhin den neumodischen Ersatz, einen Smoking. Natürlich fühlte er sich darin fremd; so formell gekleidet war er überhaupt erst zu vier Anlässen gewesen. Als er die dazugehörigen Schuhe suchte, konnte er sie jedoch nicht finden. Kurzentschlossen holte er seine braunen Schnürschuhe heraus und zog sie an. Im Kino wäre es ohnehin dunkel, und niemand würde den Fehler bemerken. Und letztendlich waren ihm die Reaktionen der affektierten Premierengäste auch egal.

Auf der Einladung stand, dass der Film um sieben Uhr beginnen sollte. Martin machte sich unwillig eine Stunde vorher auf.

Tatsächlich stauten sich die Premierengäste schon vor dem Gloria-Palast am Kurfürstendamm, der erst vor zwei Monaten eröffnet hatte. Schaulustige hatten sich eingefunden, um die Stars einmal aus der Nähe zu bewundern. Martin stellte seine BMW auf der anderen Straßenseite ab und überquerte den Boulevard.

Vor dem Kino hatten sich drei Fotografen vor einem stämmigen Mann aufgebaut. Es schien sich um den Hauptdarsteller von *Geheimnisse einer Seele* zu handeln. Der Star hatte etwas Anbiederndes an sich. Martin kannte ihn nicht, was auch nicht verwunderlich war, da er sich nicht wirklich fürs Kino interessierte. Aber er hatte gelesen, dass Berlin mittlerweile als einer der aufregendsten Orte der Filmkunst galt.

Schnellen Schrittes wollte er an der Menge vorbei, da wurde er plötzlich wie aus dem Nichts von einer Frau angesprochen.

Sie stellte sich als Martha Goldstein vor, Journalistin beim *Berliner Tagesanzeiger*. Die junge Blonde war etwas kleiner als Martin und sehr geschmackvoll gekleidet, wie er fand. Vielleicht würde der Abend doch noch aufregender werden als gedacht.

»Herr Kommissar«, begann die Journalistin, »der Film ist ja laut UFA ein Lehrstück in Sachen Psychoanalyse, und es geht um das Thema Mord. Was erwarten Sie als Kriminalbeamter von dieser Art von Volksaufklärung?«

Martin, der nicht mehr wusste, als das, was Gennat ihm vor zwei Tagen erzählt hatte, versuchte sich ins Allgemeine zu flüchten. »Grundsätzlich ist es wichtig, die Bevölkerung über die Hintergründe von Morden und anderen Straftaten zu informieren. Umso besser, wenn dies auch auf unterhaltsame Art und Weise ...«

Plötzlich wurde er durch lautes Rufen unterbrochen. Es gab nicht weit entfernt einen kleinen Tumult. Eine Menschenmenge hatte sich gebildet. Als sich die Aufregung gelegt hatte, verabschiedete sich die Journalistin und erklärte ihm, dass sie sich nach dem Film noch einmal bei ihm melden wolle. Vielleicht könne er dann seine ersten Eindrücke formulieren. Mit dieser Bemerkung verschwand sie in der Menge.

Martin zeigte im Foyer seine Einladung vor. Stufen aus rötlichem Marmor, facettierte Spiegel und Kristalllüster verbreiteten festliche Stimmung. Das ganze Ambiente glich eher einem Theater und nicht einem Lichtspielhaus. Vor dem Kinosaal warteten die geladenen Gäste. Er schaute sich um, aber wen sollte er hier in der Filmwelt schon kennen? Er langweilte sich bereits jetzt. Hoffentlich versprach wenigstens der Film etwas Spannung.

Wenige Minuten später wurden die Türen geöffnet, und die Gäste traten in den großen Saal. Nach und nach strömten mehr als Tausend Zuschauer herein.

Pünktlich um sieben Uhr kam das Orchester; das Licht ging aus, und der Vorhang öffnete sich.

Bilder überlagerten sich, Gesichter waren verzerrt, und Schatten fraßen sich über die Leinwand. Martin hatte das Gefühl, in einem seiner Träume zu sein und nicht im Kino. Ein Chemiker verlor sich aus Eifersucht in nächtliche Albträume und drohte seine Frau zu ermorden. Erst ein Psychoanalytiker konnte seine Mordgelüste als verdrängte Kindheitserfahrung rekonstruieren und ihn dadurch heilen.

Als der Film zu Ende war, applaudierte das Publikum gut fünf Minuten lang.

Während des anschließenden Empfangs schlenderte Martin in der Hoffnung durchs Foyer, der Journalistin noch einmal zu begegnen.

Er wurde nicht enttäuscht: Ganz unerwartet wie beim ersten Mal stand sie vor ihm. Mit einem gewinnenden Lächeln fragte sie, ob sie nicht hinüber ins Romanische Café gehen wollten, um dort das Gespräch über den Film fortzusetzen.

Als sie nach einem kurzen Spaziergang durch die Kälte das Café betraten, flog ihnen warme, rauchige Luft entgegen. Schon seit acht Jahren war das Romanische der Treffpunkt des Bürgertums und der Bohème. Maler, Literaten, Theatermacher und Journalisten trafen sich hier, und so manches berühmte Werk war an den kleinen Tischen aus der Taufe gehoben worden.

»Ich hoffe, Sie können schwimmen?«, bemerkte die Journalistin und spielte darauf an, dass der kleinere Nebenraum, in dem sich die Stammkundschaft traf, Bassin für Schwimmer genannt wurde. Der größere der beiden Räume, in dem die Laufkundschaft einkehrte, war als Bassin für Nichtschwimmer bekannt.

Die Journalistin ging zielstrebig zu den Schwimmern, und es war das erste Mal, dass Martin den Raum von innen sah. Eine geschwungene Treppe führte nach oben zur Galerie, wo sich die Schachspieler ein Refugium erobert hatten.

Der Rote Richard, der Zeitungskellner, verteilte seine Blätter an die zahlenden Gäste. Martha Goldstein bestellte sich einen Rotwein und Martin einen Gin mit Orangensaft. Er nutzte währenddessen die Gelegenheit, seine Begleiterin eingehender zu betrachten. Er fand sie aufregend, geradezu anziehend. Ihre Kleidung war teuer, er sah es den Stoffen an, und raffiniert geschnitten. Martha Goldstein hatte ein schönes Gesicht und eine weibliche, kurvenreiche Figur.

Die Aura aber, die sie umgab, hatte etwas von Unantastbarkeit. Sicherlich keine Frau, die Martin leicht würde um den Finger wickeln können. Er konnte nur hoffen, einen guten Eindruck zu hinterlassen, und abwarten.

Sie zückte einen Block aus ihrer Tasche und gab dem Gespräch damit seinen offiziellen Charakter.

Mit der kritisch-ernsten Miene einer Journalistin kam sie ohne Umschweife zur ersten Frage. »Werden demnächst alle Mörder auf die Psychiatercouch geschickt, um zu gucken, ob sie vielleicht gar nichts für ihre Taten können?«

Martin nippte an seinem Gin. »Das ist Film und hat keinerlei Bezug zur Realität. Natürlich hat jede Tat ihre Ursachen und Motive, aber das herauszufinden ist für uns nur Mittel zum Zweck, um den Täter zu finden.«

»Und wie sieht Ihrer Ansicht nach das Seelenleben von jemandem aus, der einen Mitmenschen den Löwen zum Fraß vorwirft?«

»Es war nur einer.«

»Was?«

»Nur ein Löwe.«

»Na gut«, sie zuckte die Schultern, »aber tot ist tot.«

Martin hätte ahnen müssen, dass sie ihn auf den Löwentoten ansprache. Immerhin war sie Journalistin, und er arbeitete an einem der aufsehenerregendsten Fälle der letzten Zeit. Aber so leicht wollte er es ihr nicht machen. »Was glauben Sie denn? Sie schreiben doch den ganzen Tag über Menschen und ihre Schicksale.«

Er war gespannt, wie sie reagieren würde.

»Menschen und Schicksale?« Sie verdrehte die Augen und kramte nach einer Zigarette. »Ich schreib doch nicht für die *Gartenlaube!*«

Da er ohnehin wenig Lust verspürte, sich über seine Arbeit oder den Film zu unterhalten, nutzte er die Gelegenheit, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

»Ich wüsste aber ein paar schöne Dinge, die man in einer Gartenlaube tun kann.« Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

»Ich auch.« Sie verzog keine Miene. »Aber noch ist es dafür eindeutig zu kalt.« Sie steckte ihre Zigarette in ein silbernes Mundstück und sah ihn auffordernd an. »Feuer?«

Er hob entschuldigend die Arme und schaute ihr in die Augen. »In diesem Fall kann ich leider nicht dienlich sein.« Er machte eine kurze Pause. »Nichtraucher.«

Dem Kellner, der gerade am Nebentisch servierte, signalisierte er, dass er Streichhölzer brauche.

»Danke, nicht nötig.« Sie winkte ab und zog ein goldenes Feuerzeug aus der Tasche. »War nur ein Versuch, ein bisschen subtiler zu flirten.« Sie sog genüsslich den Rauch ein und formte daraus beim Ausatmen eine Reihe perfekter Os.

»Wussten Sie, dass es vor zwei, drei Jahren eine Art Flirtschule gab? In Amerika? Och, hab ich mir damals gedacht, das wäre doch was für unsere deutschen Männer. Aber leider ...«, sie seufzte theatralisch, »leider war das nur für Mädels. Und die haben paradoxerweise geübt, wie man nicht flirtet. So ein Quatsch! Also ich flirtete gern, und Sie?«

Er beugte sich vor und flüsterte ihr zu. »Ich bin einer der Lehrer in dieser Schule ...«

Er hatte auf eine sehenswerte Reaktion gehofft, aber die Wirkung seiner Worte verpuffte zu seinem Bedauern. Denn Martha Goldstein sprang übergangslos auf und winkte einem Pärchen zu, das soeben den Raum betrat. »Achim? Ich bin hier!«, rief sie quer durch das Lokal. »Aber ich hab noch zu tun!«

Der Angesprochene winkte zurück und rückte seiner Begleiterin einen freien Stuhl an einen der Marmortische.

Mit einem betont charmanten Lächeln wandte Martha sich darauf wieder Martin zu. »Wo waren wir stehen geblieben? – Ach ja, beim Löwentoten.«

»Wir waren beim Flirten«, antwortete er ebenso charmant.

»Kompliment für Ihre Hartnäckigkeit!« Sie lehnte sich lachend zurück. »Aber glauben Sie im Ernst, ich werde von meiner Redaktion fürs Flirten bezahlt?« Sie schob ihm ihre Visitenkarte zu. »Überlegen Sie es sich noch mal, ja? So ein Interview kann – subkutan, versteht sich – ausgesprochen prickelnd sein.«

Bevor Martin antworten konnte, sprang sie auf und winkte einen schmalgesichtigen Mann mit Nickelbrille zu sich. »Onkel Alfred«, rief sie, »schön, dass du hier bist!«

»Dr. Döblin«, erklärte Martha, an Martin gewandt, und griff nach ihrer Handtasche, »ein Freund der Familie. Übrigens: Er hat da so eine Ganovengeschichte im Kopf. Soll ein Roman werden, über einen, der aus dem Knast entlassen wird und dann wieder auf die schiefe Bahn gerät oder so was. Soll ich Sie vielleicht mit ihm bekannt machen – wo Sie doch Fachmann sind, sozusagen?«

»Danke. Ich bin heute Abend nicht im Dienst.«

»Na, dann auf ein andermal.« Sie hakte sich bei ihrem Bekannten unter und steuerte, ohne sich noch einmal nach Martin umzublicken, die Schachspielergalerie an.



Donnerstag, 25. März 1926

Roth legte ihm seine Ausgabe der *Berliner Morgenpost* auf den Tisch.

»Da steht was über den Film, den Sie gestern gesehen haben.«

Martin blickte auf. »Irgendetwas, was für unseren Fall wichtig ist?«

Roth verneinte, und Martin faltete die Zeitung zusammen, um sie in den Papierkorb zu werfen. »Dann interessiert es mich auch nicht.«

Roth wollte schon wieder gehen, da hielt ihn Martin auf.

»Gehen Sie in die Asservatenkammer und bringen Sie die Kleidung des Opfers hier nach oben. Vielleicht finden wir ja doch noch was.«

Zwanzig Minuten später stand sein Assistent mit einer Kiste vor ihm. »Wohin damit?«

»Auf den Tisch.«

Martin schob seine Unterlagen beiseite, holte die Kleiderreste heraus und legte sie auf den Schreibtisch. Roth schaute ihm neugierig dabei zu.

Der Stoff war einfach und nicht sehr teuer, etwas, was ihm schon der erste Blick verraten hatte, den er noch im Löwenkäfig auf die Beweisstücke hatte werfen können.

Er nahm einen Fetzen vom Sakko in die Hand und untersuchte diesen gründlich.

»Glauben Sie, da etwas zu finden?«, fragte Roth.

»Keine Ahnung. Vielleicht haben wir ja Glück.«

»Und er hat seinen Namen irgendwo eingenäht?«

Roth fing sich einen bösen Blick. Daraufhin nahm er sich auch ein Stück Kleidung aus der Kiste und machte sich daran, es genauer zu untersuchen. Sein Gesicht sprach aber immer noch Bände darüber, dass er das Ganze für relativ aussichtslos hielt.

Martin legte seinen Fetzen ergebnislos in die Schachtel zurück und griff nach einem größeren Stück, bei dem es sich um einen Teil des Hosenbeins handelte.

Wieder schaute er sich den Stoff sehr genau an.

Ganz unten am Saum entdeckte er plötzlich einen Holzsplitter. Er hatte sich in den Stoff gebohrt und war nur sehr schwer zu entfernen. Als Martin ihn in Fingern hielt, wurde auch Roth darauf aufmerksam. Beide schauten auf das schmale, lange Stück. Die eine Seite war mit einer blauen Farbe gestrichen. Bei genauerer Betrachtung bekam der Lack etwas Grünliches.

»Was soll das sein?«, fragte Roth ratlos.

»Der Blaue Strumpf!«

»Der blaue Strumpf?« Roth wiederholte die Worte, als hätte Martin gerade Chinesisch mit ihm gesprochen.

»Das ist ein Lokal in der Danziger Straße. Vor sechs Monaten hatte ich da wegen des toten Kohlenfahrers zu tun.«

Roth schaute Martin immer noch sprachlos an.

»Die haben ihren ganzen Raum und den Tresen blau gestrichen. In *genaudiesem* hässlichen Blau.«

»Darum der blaue Strumpf, ah so.« Roth glaubte zumindest etwas verstanden zu haben.

»Ich denke, es war eher umgekehrt. Erst der Name, dann die Farbe.«

Martin legte die Kleidung wieder in die Kiste zurück. »Ich werde mich da mal umhören.«

Noch am gleichen Abend fuhr er mit seiner BMW in die Danziger Straße. Es hatte geregnet, und die Fahrbahn war glatt. Aber er hatte es nicht eilig. Lokale wie der Blaue Strumpf waren bis zur Polizeistunde geöffnet.

Martin stellte seine Maschine einige Meter entfernt auf der anderen Seite vor der Städtischen Gasanstalt ab. Er überquerte die Danziger, deren Laternen sich auf dem nassen Asphalt spiegelten.

Über dem Eingang zum Souterrain hing ein Schild mit dem in geschwungenen Buchstaben geschriebenen Namen der Kaschemme. Neben den Türen an beiden Seiten hing die Werbung für Bötzw Bier.

Unten im Lokal waren tatsächlich die Wände, der Tresen und Teile des Mobiliars in genau dem hässlichen Blau gestrichen, das Martin noch so gut in Erinnerung hatte. Er setzte sich an einen freien Tisch und bestellte ein Bier. Aus seiner Tasche holte er den Holzsplitter, den er in der Hose des Löwentoten gefunden hatte, und verglich ihn mit der Farbe seines Stuhls. Martin schien sich am richtigen Ort zu befinden.

Unauffällig schaute er sich um. Fünfzehn Gäste saßen in der Kneipe, tranken ihr Bier oder aßen Bockwurst. Martins Berufserfahrung machte es ihm leicht zu bestimmen, wer hier Ganove oder einfach nur ein Arbeiter war, der sich ein gemütliches Feierabendbier gönnte.

Am Nebentisch wurde heftig über die Fürstenenteignung debattiert. Drei Arbeiter stritten um die Frage, was mit den Besitztümern der deutschen Fürstenhäuser geschehen solle. Gerade letzte Woche hatten sich zwölfteinhalf Millionen Wähler für ein Volksbegehren eingetragen, sodass im Juni ein entsprechender Volksentscheid stattfinden würde.

Martin fand interessant, was die einfachen Arbeiter davon hielten. Aber hier waren die Meinungen in dieser Frage offensichtlich sehr klar verteilt, denn es gab keine Stimme, die gegen die Enteignung der Fürsten und des ehemaligen deutschen Kaisers gewesen wäre.

Nicht weit entfernt von seinem Tisch saß ein Pärchen. Sie war um die zwanzig und er einige Jahre älter. Martin war sich sicher, dass es sich um ein Kontrollmädchen handelte. So wurden die Huren genannt, die legal gemeldet waren und sich regelmäßig für gesundheitliche Untersuchungen bei der Behörde einfinden mussten. Wenn er recht hatte, war der Begleiter ihr Zuhälter.

Von den beiden etwas zu erfahren wäre schwierig, also nahm er sich vor, den einfachen Weg zu gehen.

In einer kurzen Gesprächspause am Nebentisch sprach er die drei Arbeiter direkt an.

»Österreich hat den Mut gehabt. Die haben die Habsburger sofort nach dem Krieg enteignet.«

Martins Rechnung ging auf, denn er wurde sofort in die Runde integriert. Er musste nicht einmal lügen, um hier angenommen zu werden. Er blendete einfach die Gegenargumente, die er für richtig und gewichtig hielt, aus und konzentrierte sich auf die ebenso stimmigen Argumente der anderen Seite. Er wurde sogar zu einem Bier eingeladen. Er fand schnell heraus, dass die drei in der Gasanstalt gegenüber arbeiteten.

Das Pärchen nebenan schien sich währenddessen zu langweilen. Es wurde kaum ein Wort gewechselt, und auch die Diskussion um die Enteignung des Adels schien sie kaltzulassen.

Bevor aber der Abend seinem Ende entgegenginge und die Runde sich auflöste, musste Martin sein eigentliches Ziel ansteuern.

Eher beiläufig erzählte er von einem entfernt Bekannten, den er regelmäßig auf dem Weg zur Arbeit in der Straßenbahn treffe. Dieser habe ihn überhaupt erst auf den Blauen Strumpf aufmerksam gemacht. Und nun sei er seit einer Woche nicht mehr aufgetaucht. Dabei habe er nichts erwähnt davon, nicht zur Arbeit zu müssen. Er sei um die dreißig.

Die drei Arbeiter schauten sich gegenseitig an und schüttelten den Kopf.

Martin fragte noch zweimal nach; mehr konnte er nicht tun, wollte er nicht auffallen.

Aber keiner der drei konnte sich an Martins angeblichen Bekannten erinnern.

Wenig später verabschiedete er sich und verließ das Lokal.

Draußen war es inzwischen dunkel, und die Straßenbahn ratterte an ihm vorbei. Martin war ernüchert. Wahrscheinlich würde er noch einige Male hier vorbeikommen müssen. Ihm grauste schon bei dem Gedanken, die Abende in der Spelunke zu verbringen. Vielleicht wäre die einfachere Methode, den Laden mit einer Razzia zu überziehen und alle Gäste so lange zu verhören, bis einer von ihnen in seinem Gedächtnis doch noch einen Hinweis auf ihr Opfer fände. Aber Erfolg versprechend war eine solche Vorgehensweise bei einem Lokal wie diesem nicht.

Er wollte gerade die Danziger Straße überqueren, da hörte er eine weibliche Stimme hinter sich rufen.

Martin drehte sich um. Es war das Kontrollmädchen aus dem Blauen Strumpf.

»Se sind 'nen Bulle, nich?«, fragte sie frei heraus.

Martin war überrascht und einen Moment versucht, es abzustreiten. Aber dann entschied er sich für die Wahrheit.

»Kann ich nicht leugnen.«

»Is sowieso klar wie Kloßbrühe.«

»Ich bin aber nicht auf einen lustvollen Abend aus.« Er wollte klarstellen, dass dies nicht ihre Gelegenheit für einen neuen Kunden wäre.

»Unsinn. Ick bin nich im Dienst, wie Se sajen wür'n.«

»Dann bin ich ja beruhigt.«

»Se ham doch da drinne nach Ihrem Bekannten jefragt.« Das Wort *Bekanntendehnte* sie sehr lang, um deutlich zu machen, dass sie ihm natürlich kein Wort geglaubt hatte.

»Ja. Da bin ich sehr interessiert.«

»Ick weef den Namen.«

Martin horchte auf.

»Und woher wissen Sie den?«

»Der hat hier in den letzten zwee Monaten öfters mal rumjüngert. Und seit eener Woche is er nich mehr da.«

Eine Straßenbahn ratterte lautstark an ihnen vorbei, zu laut, um sich noch weiter zu unterhalten. Martin dachte nach. Warum erzählte sie ihm, dem Bullen, das? War es überhaupt die Wahrheit oder nur irgendein Trick?

Als es wieder einigermaßen ruhig war, lächelte er das Kontrollmädchen freundlich an.

»Warum erzählen Sie mir das?«

»Ed jibt da so 'ne Sache. Ihre Kollegen haben ma die Papiere wechjenommen.«

Die Kontrollmädchen erhielten von der Inspektion E eine sogenannte Prostitutionsbescheinigung. Wenn sie ihre gesundheitliche Untersuchung nicht bestanden oder etwas angestellt hatten, wurde ihnen diese wieder entzogen.

»Und was war der Grund?«

»Ick hab wat mitjehen lassen. Von so 'nem arroganten Schnösel. Brutal war der auch, und da hab ick ma selbst 'ne Zugabe jegönnt.«

»Sie wollen also, dass ich Ihnen die Papiere wieder besorge, und Sie nennen mir den Namen?«

»Da haben Se ins Schwarze jetroffen.«

»Und wenn ich Sie jetzt verhaften und Sie so lange im Gefängnis schmoren lasse, bis Sie mir den Namen sagen?«

»Süßer, damit kannst du ma keene Angst machen. Da drinne bin ick wenigstens sicher, aber hier droossen macht ma mein Freund dat Leben zu Hölle, solange ick nicht anschaffe.«

Martin wusste, wie kompliziert es sein würde, die Kollegen davon zu überzeugen, die Bescheinigung doch noch auszustellen.

»In Ordnung. Sagen Sie mir Ihren Namen, und wir treffen uns übermorgen. Dann bekommen Sie Ihre Papiere.«

»Gisela Kuczynski. Und wir treffen uns nich hier. Am Sonnabend um vier am Brandenburger Tor.«



Freitag, 26. März 1926

Es war tatsächlich nicht einfach gewesen, die Papiere von den Beamten der Sitte zu bekommen. Genau genommen unmöglich.

Der zuständige Kollege Braun weigerte sich mit all seinem preußischen Ehrgefühl. Martin hatte natürlich sofort deutlich gemacht, dass es hier um die Lösung eines äußerst wichtigen Falls, und zwar den des Löwentoten, gehe. Aber auch das hatte Braun nicht umgestimmt. Am Ende wurde Martin laut, und die Kollegen schauten auf. Je mehr Martin in Rage geriet, desto bockiger wurde der kleine Sittenbeamte.

Wütend verließ Martin das Büro. Vielleicht hatte der Kollege Belastendes in seinem Schreibtisch, etwas Schweinisches zum Beispiel, und er könnte ihn damit erpressen? Aber er verwarf die Idee. Es wäre unwahrscheinlich, dass Braun tatsächlich so dämlich sein sollte.

Martin könnte natürlich auch, wie es ihm in seiner Wut als Erstes eingefallen war, mit seiner Mauser in Brauns Büro marschieren und die Herausgabe der Genehmigung verlangen. Nein, leider war auch das kein wirklich guter Plan, es sei denn, er wollte sich selbst im Gefängnis wiederfinden.

Ratlos war er gerade auf dem Weg in sein Büro, da kam ihm Roth entgegen. Martin erklärte ihm, dass Braun sich weigere, die Papiere auszustellen, doch der Assistent zuckte auch nur mit den Schultern.

Martin ließ sich in seinen Schreibtischstuhl fallen. »Vielleicht sollte ich heute Nacht heimlich in Brauns Büro einbrechen und die Papiere selbst ausstellen.«

Roth wurde bleich. Er brachte erst einmal kein Wort heraus, dann räusperte er sich. »Das ist strafbar. Das können Sie als Kriminalkommissar nicht tun.«

»Das weiß ich auch. Aber mir fällt verdammt noch mal nichts Besseres ein!«

»Und wenn Sie zu Gennat gehen?«

»Soll ich mit ihm zusammen bei der Sitte einbrechen?«, fragte Martin, ohne die Mundwinkel zu verziehen.

Roth war im ersten Moment sprachlos, dann endlich begriff er, dass es sich um einen Scherz handelte.

»Nein, damit er Druck von oben macht.«

Dabei wusste Roth so gut wie Martin selbst, dass Gennat nicht der Typ war, der sich in die Angelegenheiten der anderen Inspektionen einmischte. Schon gar nicht, um etwas Gesetzwidriges zu veranlassen. Aber vielleicht hatte Roth recht, und es war Martins einzige Chance.

Er machte sich auf den Weg in Gennats Büro. In dessen Vorzimmer residierte Trudchen Steiner, seine ihm gewichtsmäßig nacheifernde Sekretärin. Wenn er sich eine Torte einverleibte, bestellte er bei den Kollegen auch immer gleich mehrere Bockwürste für seine Mitarbeiterin. Das hatte ihr den Spitznamen »Bockwurst-Trudchen« eingebracht.

Martin lies seinen Charme bei ihr spielen, damit er ohne Termin zu Gennat vorgelassen würde.

Als er schließlich im Zimmer von Gennat saß, bot ihm der ein Stück Sahnetorte an. Martin, dem eigentlich nicht nach fettigem Kuchen war, tat erfreut. Sein Chef hatte ihn auf sein scheußliches, grünes und sehr durchgesessenes Plüschsofa gesetzt. Während Gennat nach und nach das riesige Stück Torte vertilgte, erzählte Martin ihm von der Lage der Dinge.

Er gab sich alle Mühe, die Situation möglichst dramatisch zu schildern. Vor allem versuchte er seinen Chef damit zu ködern, dass die reißerische Presse doch nur darauf warte, der Polizei eins auszuwischen.

Als er zu Ende war, schaute ihn Gennat verzweifelt an. Er schien sich maßlos darüber zu ärgern, dass Trudchen ihm diesen Besuch eingebrockt hatte.

Er seufzte laut. »Nun, wenn es denn nicht anders geht.«

Martins Miene hellte sich schlagartig auf, und mit einem Mal schmeckte ihm sogar die Torte.



Sonnabend, 27. März 1926

Um die Mittagszeit ging er in Brauns Büro. Der Kollege von der Sitte saß hinter seinem Schreibtisch und blätterte in einer Akte.

Als er Martin sah, griff er ein Blatt Papier, das er bereitgelegt hatte, und reichte es ihm wortlos.

Martin nahm die wertvolle Bescheinigung entgegen. Bevor er sich umdrehte, überlegte er, was er sagen sollte. Aber erstens fiel ihm nichts ein, und zweitens zeigte ihm Brauns abweisendes Gesicht, dass es wohl besser wäre, gar nicht erst nach den passenden Worten zu suchen.

Zwei Stunden später machte Martin sich zum Wahrzeichen von Berlin auf. Die Sonne schien hell auf das Brandenburger Tor; Pferdekutschen und Autos fuhren durch die Portale, über denen die Siegesgöttin Viktoria mit ihren vier Pferden in Richtung Stadtschloss fuhr. Berlin war nach der großen Inflation vor drei Jahren wieder die weltoffene und moderne Metropole geworden, die zu sein es immer anstrebte. Während damals ein Liter Milch dreihundertsechzig Milliarden Reichsmark gekostet hatte, sahen die Berliner in diesem Jahr der Zukunft wieder mit großer Hoffnung entgegen.

Der samstägliche Verkehr vor dem Tor war hektisch. Martin postierte sich auf der linken Seite. Er war viel zu früh, aber trotzdem schaute er sich immer wieder suchend um. Autos, Fahrräder, Motorräder und Busse fuhren an ihm vorbei. Passanten schlenderten durch das Tor zur Prachtmeile Berlins Unter den Linden. Es war für den beginnenden Frühling erstaunlich warm. Auf dem Mittelstreifen des Boulevards standen Stühle, die für wenige Pfennige zu mieten waren. Einige Berliner hatten es sich nicht nehmen lassen und sonnten sich bereits unter den noch kahlen Linden.

Es war Punkt vier Uhr, und Gisela Kuczynski war nirgends zu sehen.

Hatte sie vielleicht Angst bekommen oder jemand erfahren, was sie vorhatte?

Unruhig ging Martin auf die andere Seite des Tors zum Tiergarten hin. Aber auch da fand sich von dem Kontrollmädchen keine Spur. Wartete sie vielleicht vor dem Adlon? Martin trat vor, um zu dem feinen Hotel hinüberzuschauen. Er war sich unsicher, ob er seinen Platz verlassen sollte. Da tippte ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter. Er drehte sich um. Es war Gisela Kuczynski, herausgeputzt für einen samstäglichen Spaziergang.

»Da sind Sie ja«, lächelte sie ihn an.

»Ja.«

»Haben Sie die Papiere?«, fragte sie gespannt.

Martin griff in seinen Mantel und holte die Genehmigungen hervor, um sie ihr zu überreichen.

»Wie Sie es wollten. Sie werden erst mal Ihre Ruhe haben.«

Sie schaute sich die Unterlagen genau an, las alles noch einmal durch.

Nach einer gefühlten Ewigkeit blickte sie auf und nickte. »Allet, wie et seen soll. Danke.«

»Und wie ist der Name?«

»Der Name von Ihrem Bekannten?« Wieder dehnte sie das Wort und grinste dabei.

»Ja.«

»August Henschke. Er wohnt irgendwo am Dree-Jroschen-Bahnhof.«

Damit ja nichts schiefginge, buchstabierte Martin den Namen. »H-E-N-S-C-H-K-E?«

»Jenau so.«

Sie ging in Richtung Boulevard, da drehte sie sich noch einmal um.

»Wenn noch wat is, besuchen See mich auf keenen Fall im Blauen Strumpf. Kommen Se lieber in meene Wohnung vorbei.«

»Geht klar. Danke für die Mithilfe. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Keene Ursache.« Damit verabschiedete sie sich und verschwand in Richtung Unter den Linden in der Menge der Flaneure.

Martin eilte zu seiner BMW und fuhr mit hohem Tempo am Schloss vorbei über die Kaiser-Wilhelm-Straße Richtung Rote Burg. Dort setzte er zusammen mit Roth alle Hebel in Bewegung, bis sie schließlich die Adresse von August Henschke ausfindig gemacht hatten. Irgendwo am Drei-Groschen-Bahnhof, hatte sie gesagt. Damit war der Schlesische Bahnhof in Friedrichshain gemeint, dort, wo die käufliche Liebe zu Hause war, ein Paradies für Diebe und Verbrecher aller Art.

Henschke wohnte in der Fruchtstraße 45.

Mit einem der Dienstwagen der Inspektion A fuhren sie in das proletarisch geprägte Viertel. Mehrere Baustellen führten zu Staus, und Roth trommelte nervös mit den Fingern auf das Lenkrad. *Ganz Berlin ist eine einzige Baustelle*, dachte Martin. Überall wurden Straßen aufgerissen und U-Bahnen gebaut. Martin hatte schon den Überblick verloren, der wievielte neue Abschnitt in diesem Jahr schon eingeweiht worden war.

Im Haus befand sich eine Rossschlächterei, die tatsächlich noch geöffnet hatte. Im Flur hing ein Stummer Portier, auf dem handschriftlich mit Tinte geschrieben die Namen aller Bewohner vermerkt waren. Henschke wohnte im Hinterhaus, dritter Stock.

Das Haus roch, wie es aussah: nach Armut, Kohle und Dreck, und im Hof blätterte die Farbe von den Wänden; der Flur im Gebäude selbst war nur schwach beleuchtet. Im dritten Stock klebte ein Zettel neben einer der Türen. »Henschke« stand da zu lesen.

Martin klingelte, aber niemand öffnete. Auch nach mehrmaligem Klopfen war von innen kein Geräusch zu hören.

Er drehte sich um und klingelte an der gegenüberliegenden Tür. Ein Schlurfen war zu vernehmen.

Durch das Holz klang die Stimme einer alten Frau.

»Wer ist da?«

»Martin Forster. Polizei.« Er wollte die alte Dame nicht gleich mit der Auskunft schockieren, dass die Mordinspektion vor ihrer Tür stand.

Er warf einen Blick auf das Namensschild.